

halten. Wenn jedoch einer der Gäste Arabella's ihn im Grand-Hotel in vertraulicher Unterhaltung mit seinem Diener belauscht hätte, würde er sehr seine Nationalität in Zweifel gezogen haben. Der fremdartige Accent, den der Indier im Gespräch affectirte, war verschwunden, ja, er drückte sich jetzt sogar mit voller Geläufigkeit in der französischen Sprache aus. Die Liebe eines Vaters für seinen Sohn war es, die den früheren Agenten und den geschicktesten aller französischen Geheimpolitisten zum Nabob von Bahour umgewandelt hatte.

Entschlossen, bis auf den letzten Augenblick thätig zu sein, um die Unschuld seines Sohnes zu beweisen, war er zu der Einsicht gelangt, daß er sich zu diesem Zwecke einer pomphaften Verkleidung bedienen müsse. Nach längerer Berathung mit Vergon wählte er die einer solchen Person, welcher man regierungsfreudig keine politische Bedeutung beilegte. Paris wird alljährlich von mehreren Duzend ausländischer Fürsten besucht, die mehr oder minder Millionäre sind. Um diese Rolle durchzuführen, genügte es, über ansehnliche Summen zu verfügen und daß der angemessene Titel sich in Ordnung befand.

Nachdem Lebrun in kurzer Zeit sein Vermögen realisiert hatte, sah er sich im Besitz der Mittel, um dem Aufwande eines Fürsten entsprechen zu können, und begab sich wenige Tage nach der Flucht des Taubstummen nach London, wo er die Papiere und Orden eines zu Grunde gerichteten indischen Fürsten, der, nachdem er entthront worden, nach England gereist war, um dort sein Glück zu versuchen, für eine entsprechende Summe ankaufte. Vergon, der ihn begleitet hatte, verwandelte ihn vom Kopf bis zu den Füßen in einen indischen Fürsten, — den Nabob von Bahour, und sich selbst in dessen Diener. In dieser Verkleidung, die in jeder Beziehung unübertrefflich war, hielten nun Beide in prunkhafter Pracht ihren Einzug in das Grand-Hotel der Residenz Paris. Die Zeitungen kündeten an, daß der Nabob von Bahour in Paris weile, und weder die Polizeibehörde noch das Ministerium des Auswärtigen ahnten es, daß diese Persönlichkeit nur eine erkaufte Herrlichkeit war. Lebrun hatte nicht ohne Absicht das Grand-Hotel zur Wohnung erwählt, denn es finden sich in dieser unermesslichen Karavanenherberge Reisende aller Nationen, und es herrscht auf den Korridors und Treppen ein fortwährendes Hin- und Hergehen, welches den Bewohnern gestattet, sich sowohl beim Ein- wie beim Ausgang unbemerkt unter die Menge zu mischen.

Der Nabob hatte übrigens gleich bei seiner Ankunft mit einem Schein des Rechts declarirt, daß die Bediensteten des Hotels nicht sein Vorzimmer betreten durften, welches ausschließlich von seinem Intendanten Ali eingenommen wurde. Da es allgemein bekannt ist, daß asiatische Prinzen es nicht gern sehen, daß Ungläubige sich ihrer Person nähern, fand keiner diese Anordnung auffällig. Lebrun hatte sie jedoch in der Absicht getroffen, damit keine fremde Person zu ihm Zutritt erhalten konnte, ohne zuvor von seinem Intendanten angemeldet zu werden. Es ging Alles nach seinem Wunsche und er war ganz besonders mit der Soirée zufrieden, von der er soeben zurückkehrte.

„Sie glauben also, Herr Lebrun,“ sagte Vergon, „daß Tollart die beiden Mordthaten verübt hat?“

„Ich glaube es allerdings. Wo aber sind die Beweise? Nur in einem Punkte bin ich meiner Sache gewiß, daß Tollart und diese Madame Arabella Disney unter einer Decke spielen. Ich hörte ihn zu ihr sagen: Der Nabob ist eine vollkommene Beute für uns!“

„Werden Sie bald wieder mit ihm zusammen treffen?“

„Sehr bald; er ist vollkommen überzeugt, daß ich nur deshalb nach Europa gekommen bin, um die Erben des Majors O'Sullivan zu suchen. Er hat mir versprochen, mir einen Agenten schicken zu wollen, der die erforderlichen Nachforschungen anstellen wird, das heißt, gegen eine reiche Belohnung. Im Uebrigen legte er seine Worte ersichtlich auf die Waagschale und hat sich im Gespräch mit mir auch durch keine Miene verrathen. Eins ist mir indeß aufgefallen. O'Sullivan, dessen Erben, sowie die Freundin und Verbündete Tollart's und die Pique-Dame stammen sämmtlich aus England. Tollart ist wenigstens zur Hälfte Engländer. Ich muß suchen, die Nachkommen des Majors kennen zu lernen, denn wenn zum Beispiel Marie Fassit mit ihm verwandt gewesen wäre, würde sich die Sache von selbst ergeben.“

„Leider,“ seufzte Vergon, „haben unsere Nachforschungen in London uns über diesen Punkt keine Aufklärung verschafft.“

„Paris ist der Ort, wo wir suchen müssen, mein Freund,“ sagte Herr Lebrun und fügte dann mit trüber Miene hinzu, „hast Du nichts Neues von Bernard vernommen?“

„Nichts Besonderes. Er hat sich mit dem Wächter Ihres Sohnes verständigt, ihm täglich über den Zustand des Gefangenen Nachricht zu geben. Ihr Sohn soll seine ganze Zeit mit Schreiben zubringen.“

„Mit Schreiben!“ wiederholte der Geis unruhig, denn er befürchtete, daß sein Sohn die Eindrücke

eines zum Tode Verurtheilten dem Papiere anvertrauen möchte und zitterte bei dem Gedanken, daß man vielleicht seine unbedachtsamen Worte, welche die Verzweiflung ihm einflößen würde, als Zeugen seines Schuldbewußtseins gegen ihn gebrauchen könnte. Es war ihm aus seiner früheren Thätigkeit wohl bekannt, daß sich in den Gefängnißmauern nichts Verheimlichendes läßt und daß man eben so gut Augen für schriftliche Geständnisse, wie man dort Ohren hat, um unbedachtsam entschlüpfte Äußerungen aufzufangen.

„Ja,“ versetzte Vergon, „es scheint, daß er an seine Braut in Boulogne Briefe abfaßt. Ach, das arme Fräulein! Sie ist so herzensgut! Wie freundlich empfing sie mich, mich, der ich gekommen war, um ihren Verlobten zu verhaften!“

„Schweige!“ rief der Geis aus. „Siehst Du denn nicht, daß Deine Worte mir das Herz zerreißen?“

„Entschuldigen Sie, Herr Lebrun, die Erinnerung ist stärker als ich selbst. Jene Scene schwebt mir unablässig vor Augen und ich vergesse, daß ich Ihnen Kummer bereite, wenn ich in Ihrer Gegenwart davon spreche.“

Es entstand eine längere Pause. Herr Lebrun war in diesem Augenblick so bewegt, daß es ihm Mühe gekostet haben würde, die Rolle eines Nabobs angemessen zu spielen. Zu seinem Glück sah Tollart ihn nicht weinen.

„Dat Bernard,“ begann er endlich, „Dir gesagt, wie man auf der Präfectur über meinen Sohn urtheilt?“

„Es machen sich die verschiedensten Strömungen geltend,“ antwortete Vergon zögernd. „Die Richter sind der Ansicht, daß, wenn die Regierung das Gnabengeschick abschlägt, dieses ihrer Sache dienlich sein würde, da das Verbrechen in der Straße l'Alouette sämmtliche Zeitungen und Zeitungslieferanten in solchen Aufruhr versetzt, daß man eine exemplarische Sühne verlangt hat. Das Publikum meint, daß, wenn Ihr Sohn begnadigt würde, es nur dem Umstande zuzuschreiben sei, daß er der Sohn eines reichen und angesehenen Mannes wäre und man wird ohne Ursache behaupten, daß das Gesetz nicht für Alle gleich sei, — eine eben so große Thorheit wie Ungerechtigkeit! Denn wenn man will, daß das Gesetz für Alle gleich sein soll, wie darf man dann wohl die Schuld eines Mannes aus der Ursache herleiten, daß er von seinen Zinsen lebt?“

„Eine vortreffliche Justiz fürwahr,“ sagte Herr Lebrun bitter, „die über das Leben derer, die das Unglück haben, auf die Anklagebank geführt zu werden, nach ihren mehr oder weniger günstigen Privatverhältnissen urtheilt.“

Und er fügte mit erstikter Stimme hinzu:

„Wie viel Zeit bleibt uns noch übrig?“

„Ein Monat, Herr Lebrun,“ murmelte Vergon, „falls nicht, wie dies mitunter durch besondere Cabinetordre geschieht, der Cassationshof Befehl erhält, die Sache schleunigst zu erledigen. Die Angelegenheit des Arztes zum Beispiel, welcher, wie Sie wissen, im vorigen Jahre seine Frau mit Arsenik vergiftete, ward in acht Tagen erledigt.“

„In acht Tagen,“ versetzte der Geis mit tonloser, verzweifelter Stimme. „Nein, nein, — Gott wird es nicht zulassen, daß man meinen Sohn tödtet, ehe ich gethan, was in meiner Macht steht, um ihn zu retten. Halte Bernard ferner zum Freunde und benachrichtige mich sofort, wenn der Cassationshof sein Urtheil beschleunigen sollte. Was mich betrifft, so werde ich unter einem erdichteten Namen an den Oberstaatsanwalt schreiben, daß ich ihm Emthaltungen zu machen hätte, und den Brief von England abgeben lassen. Man wird sich veranlaßt sehen, die Ankunft eines Zeugen abzuwarten dessen Aussage Alles ändern kann, und wir gewinnen Zeit, von welcher allein das Heil meines Sohnes abhängt. Ueberdies glaube ich kaum, daß die Richter die Sache überstürzen werden, da doch in diesem Prozesse ganz bedenkliche Zweifel obwalten.“

Vergon verparre in dumpfem Schweigen. Er dachte, wie Herr Lebrun, gab sich aber nicht gleichen Illusionen hin und glaubte vor Allem nicht daran, daß die Unschuld des Verurtheilten sich beweisen ließe.

Endlich erhob sich der schwer gebeugte Vater und sagte mit fester Stimme:

„Ich wünsche keine Gnade, vielmehr verlange ich eine glänzende Genugthuung. Ich will, daß der wirkliche Mörder der Pique-Dame seine Strafe erleide und daß ich ihn den Händen der Gerechtigkeit überliefere. Um ihn zu ergreifen, muß ich indeß den Taubstummen habhaft werden, dem der Urheber des Verbrechens oder dessen Complicen zur Flucht verholfen hat.“

Mit diesen Worten entließ Herr Lebrun Vergon, begab sich zur Ruhe, aber nicht um zu schlafen, sondern um noch einmal, zum tausendsten Male, über die Möglichkeit der Rettung seines Sohnes nachzudenken.

23. Kapitel.

Tollart's Agent.

In Indien pfliegen die vornehmen Leute sich spät zu erheben, und derjenige, welcher seit einigen Tagen

im Grand-Hotel abgestiegen war, blieb bis zur Mittagstunde unsichtbar. Das Mittagmahl wurde von den Kellnern aufgetragen, die sich zurückzogen, sobald sie die dampfenden Gerichte in's Vorzimmer gebracht hatten. Nach asiatischer Sitte sah der Nabob allein und es war nur seinem Diener erlaubt, ihn zu bedienen.

Er, wie sein Intendant, lebten Beide gleich eingezogen, und ihre geheimnißvolle Lebensweise erhöhte ihr Ansehen bei der Dienerschaft des Hotels, die immer geneigt ist, Diejenigen zu verachten, welche sich auf vertrauten Fuß mit ihr setzen. Wenn sich ein Besuch einfand, und dieses geschah häufig, denn reiche Fremde werden fortwährend von Wittstellern belästigt, nahm Vergon die Karte schweigend an, überbrachte sie seinem Bediener und lehrte lautlos zurück, um ihm durch Zeichen verstehen zu geben, daß der Nabob ihn erwarte oder die erbetene Audienz verweigere. Dieses Ceremoniel war eben so unveränderlich, wie das Programm des Tages.

Am Nachmittage nach der Soirée bei Lady Arabella Disney kündigte Ali dem Nabob einen Besuch an, welcher angeblich von Herrn Tollart geschickt worden sei. Der Indier nahm auf einem Divan die majestätische Lage an, welche seinem Range gebührte und befahl, den Fremden vorzulassen. Vergon führte bald darauf in seiner unerschütterlichen Ruhe einen Mann in den Salon, den weder sein Äußeres noch seine Physiognomie empfahlen. Er war abschreckend häßlich und dürrig, fast ärmlich gekleidet. Sein Antlitz war von einem Vollbart umgeben, der Kinn, Lippen und Wangen gänzlich bedeckte und da er eine dunkelgrüne Brille trug, waren seine Augen kaum zu sehen, geschweige denn deren Farbe zu bestimmen.

Der Nabob maß ihn mit solcher Aufmerksamkeit, daß er es unterließ, ihm durch ein Zeichen einen Sitz anzubieten. Es schien ihm, als habe die Persönlichkeit, ehe sie sich im Grand-Hotel präsentirte, sich in eine Verkleidung gehüllt, die den Zweck hatte, sie völlig unkenntlich zu machen.

Vergon unterließ auch nicht, beim Hinausgehen seinem Herrn einen Blick zuzuwenden, welcher ihm andeutete: „Nehmen Sie sich vor ihm in Acht!“

„Hohheit,“ begann der Fremde mit dumpfer Stimme und einem deutsch klingenden Accent, „ich heiße Holz und bin von Herrn Tollart beauftragt, mich Ihnen vorzustellen.“

„Ja, ja, ich weiß schon,“ erwiderte der Indier mit herablassendem, gnädigem Nicken des Kopfes. „Seyen Sie sich.“

Der Andere ließ sich auf ein Fauteuil nieder und begann:

„Herr Tollart hat mir auseinandergesetzt, was Sie wünschen. Meine Specialität besteht eben darin, abwesende Personen betreffs hinterlassener Erbschaften aufzufinden, und ich erfreue mich gewissermaßen eines Rufes in diesem Genre. Da es mir gelungen ist, viele glückliche Erfolge zu erzielen, hoffe ich auch Ihren Intentionen, hinsichtlich der Erben des verstorbenen Majors O'Sullivan, nützen zu können.“

„Man hat mir allerdings mitgetheilt, daß Sie sehr geschickt wären,“ antwortete der Angeredete, welcher das Gespräch möglichst in die Länge zu ziehen wünschte, um Zeit zu gewinnen, den Günstling Tollart's zu beobachten.

„In Geschäftsangelegenheiten bin ich freimüthig,“ nahm der Fremde wieder das Wort, „und ich muß Ihnen eröffnen, daß Schritte dieser Art theuer zu stehen kommen. Man hat Ausgaben für Correspondenzen, Acten und Befolgungen der Agenten zu bestreiten.“

„Ich begreife das,“ sagte der Nabob, indem er auf den Hut des ihm gegenüber Sitzenden einen fragenden Blick richtete.

Der Fremde schien die Gedanken des Indiers zu errathen und fuhr in ungezwungener Weise fort:

„Ew. Hohheit glauben zweifelsohne, ich sei zu arm, um das nöthige Geld vorzuschicken und ich beileide mich, Sie eines Bessern zu belehren. Ich bin allerdings schlecht gekleidet, aber mit Vorsatz, weil es mein System so erheischt. Hätte ich einen eleganten Anzug gewählt, würde man mich nicht für einen eifrigen Geschäftsmann halten. Indes bin ich, wenn gleich nicht reich, so doch keineswegs arm zu nennen, und wenn ich die Bitte an Eure Hohheit richte, mir einen Kostenvorschuss geben zu wollen, so geschieht es, weil ich nicht aus der Gewohnheit kommen will. Ich habe mir nämlich zum Princip gemacht, daß jeder Client die ersten Auslagen im Voraus bezahlen muß.“

„Dagegen habe ich nicht das Mindeste einzuwenden,“ äußerte der Indier, „um so weniger, als Herr Tollart so gütig gewesen ist, mich davon zu benachrichtigen, daß Sie nur gegen Provision Ihre Entdeckungsdienste antreten.“

(Fortsetzung folgt.)